

Mensch und Justiz: Kokain im Koffer

Beide sitzen wegen Drogenschmuggels im Gefängnis. Doch während der Peruaner in Zürich bereits Pläne für die Zukunft schmiedet, bangt der Schweizer in Lima um sein Leben.

■ Hans E. hat Zahnweh. Gegen den Schmerz geht er radikal vor: Der 50jährige drückt den Zeigefinger ins Kokain und tupft das Pulver direkt auf den Abszess. Den Stoff hat er von seinem peruanischen Zellennachbarn gekauft. Im Luricancho-Gefängnis von Lima kostet ein Gramm Kokain sechsmal weniger als eine Schachtel Zigaretten.

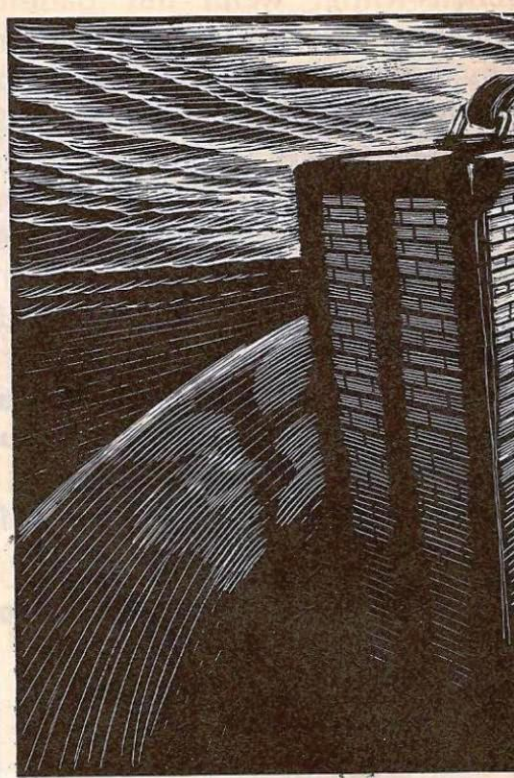
Die Drogenpolizei hatte Hans E. am 11. November 1997 auf dem Flughafen von Lima verhaftet. Er hatte 3,6 Kilogramm Stoff im Reisegepäck. E. wurde zu sieben Jahren und acht Monaten Zuchthaus verurteilt. Einen Drittel der Strafe muss er in einer Zelle von zwei auf drei Metern verbüssen – zusammen mit anderen Drogenhändlern, Messerstechern, Kinderschändern, Bankräubern und Mördern.

Kurier wider Wissen?

Der Peruaner Beto Alvaro C. wurde am 15. Januar auf dem Flughafen Zürich-Kloten verhaftet. Er reiste mit gefälschten Papieren und versuchte zwei Koffer mit 16,6 Kilogramm Kokain durch den Zoll zu schleusen. Die Drogen waren in Kleider eingewaschen, stellte der wissenschaftliche Dienst der Polizei fest.

Der Stoff sei ohne sein Wissen in seinem Gepäck gelandet, verteidigte sich C. vor dem Bezirksgericht Bülach. Er habe geglaubt, in den Koffern befänden sich lediglich Inka-Kleider. Doch die Richter verurteilten den 49jährigen in einem Indizienprozess zu sechs Jahren Zuchthaus.

Hans E. vertrödelt im Luricancho-Gefängnis die Tage. Die Zelle und das Bett musste er sich kaufen. Mit der Untermiete von zwei Pritschen an Mithäftlinge macht E. Kasse. Die Zelle schliesst er von innen ab. Er schützt sich gegen andere



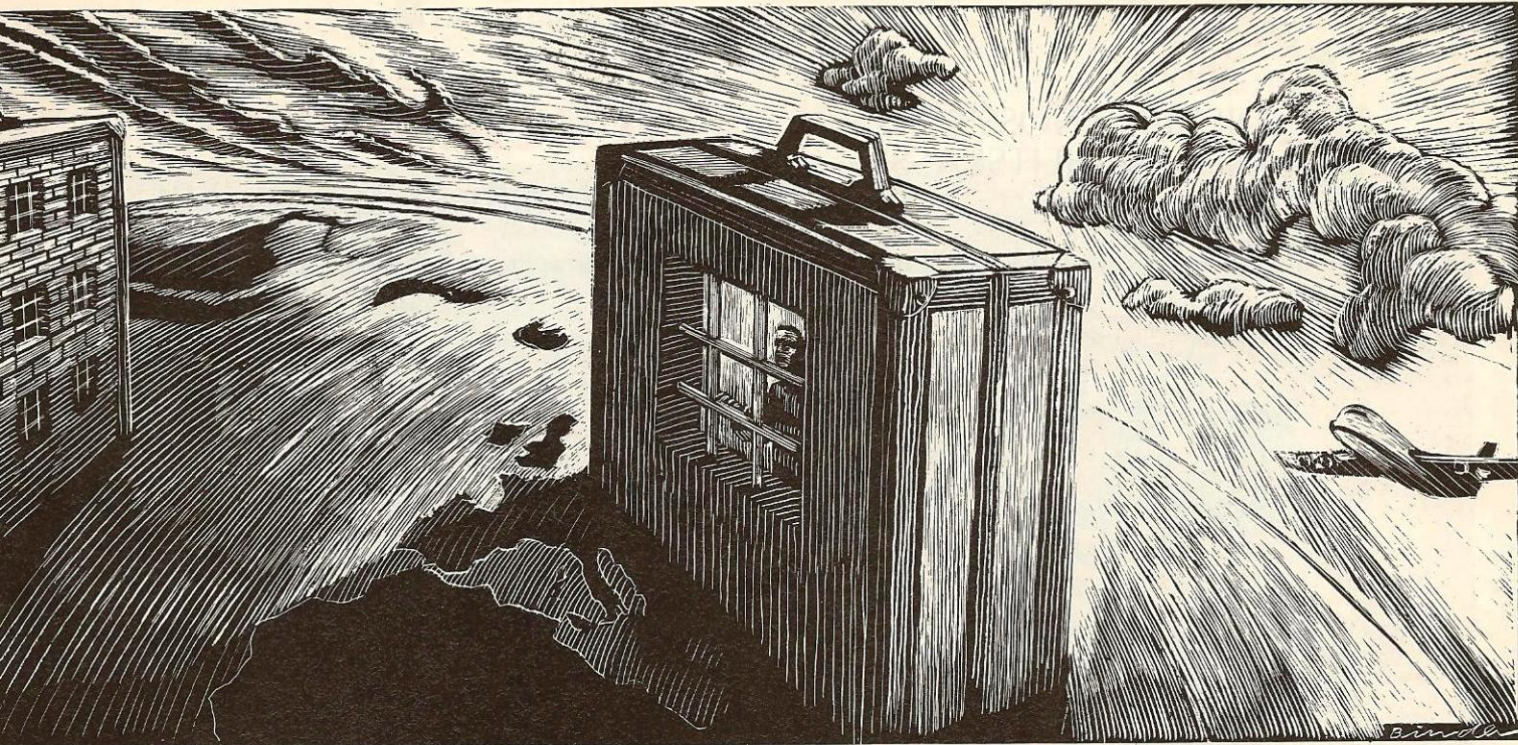
Häftlinge – und gegen die Wärter, die unverhofft hereinstürmen und die Leute niederknüppeln.

Am 17. März 1998 schrieb E. in sein Tagebuch: «In der Nacht haben sie in Pavillon fünf einen abgemurkst und die Leiche zu uns heruntergeworfen. Sie blieb bis um 09.00 Uhr liegen. Sie suchen bei uns Drogen. Wir sitzen vier Stunden mit den Händen im Genick am Boden. Dann dreschen sie mit Knüppeln auf uns ein.»

Beto Alvaro C. träumt im Zürcher Flughafengefängnis von scharfen Gewürzen und Saucen – und von Gemüsekonserven. Mit dem Lohn von 5000 US-Dollar für den Drogentransport wollte er Occasionsmaschinen für die Herstellung von Gemüsekonserven kaufen.

In Lima hatte er sich in die Pleite manövriert; sein Geschäft für Bürobedarf musste er schliessen. Er begann um Geld zu spielen, geriet an einen Dealer, liess sich in seinem Elend anheuern und ging zwei Tage später mit den Drogenkoffern auf die Reise nach Zürich.

Beto Alvaro C. habe aus finanziellen Überlegungen gehandelt, begründete das Bezirksgericht Bülach sein Urteil. Der Pflichtverteidiger hatte geltend gemacht, dass die Bezirksanwaltschaft C. keinen Vorsatz nachweisen könne: «Wissen können» und «wissen müssen» seien aus rechtlicher Sicht Elemente der Fahrlässigkeit, nicht des Vorsatzes. Und: Vermutungen der Ankläger und Erfahrungen aus anderen Drogenprozessen dürften in einem Strafverfahren nicht an die Stelle von Beweisen treten. Doch



die Verteidigungsstrategie griff nicht: Die Bülacher Richter leiteten aus den konkreten Indizien den Vorsatz ab.

Hans E. ist in der Schweiz kein unbeschriebenes Blatt. Der ehemalige Bau-Generalunternehmer war zu Beginn der neunziger Jahre in finanzielle Schwierigkeiten geraten und hatte mit undurchsichtigen Immobiliengeschäften gegen das Gesetz verstossen.

Dann setzte er sich nach Ostafrika ab: «Ich glaubte, das grosse Glück liege unter Palmen.» Doch E. wurde als Bar- und Klubbesitzer nicht reich. Er begann für Inder und Pakistaner zwielfichtige Geschäfte zu machen und verschob grenzüberschreitend falsche Checks und Diamanten.

«Packtiere» der Mafia

Der Drogenkurierdienst war eine weitere Station auf der schiefen Laufbahn. Dann liess ihn jemand in Lima hochgehen. «Was sind 10 000 Dollar Trägerlohn? Nichts gegen sieben Jahre und acht Monate Gefängnis. Wir sind nichts als Packtiere der Grosshändler, die die Profite machen», schimpft er heute.

Beto Alvaro C. lebte vor seiner Verhaftung in einem einfachen Haus in Lima. Seiner Schwester spricht die Angst aus den Augen. Sie schweigt auf die Fragen des unbekanntem Besuchers aus der Schweiz. Sie und die anderen Angehörigen vermuten, der Reporter sei ein verdeckter Drogenagent. Alle fürchten sich vor Repressalien der lokalen Drogenmafia und der Behörden.

Im Luricancho-Gefängnis bekommt Hans E. sporadisch Besuch von der Konsularabteilung der Schweizer Botschaft in Lima. E. weiss, dass Drogenhändler auf der ganzen Welt unbeliebt sind, auch bei den Botschaften.

«Gemäss den Weisungen müssen wir den inhaftierten Mitbürger mindestens einmal pro Jahr besuchen», umreist Konsul Bruno Ryff die Besuchspolitik der Schweizer Botschaft. Je nach lokalen Verhältnissen ist die Besuchsfrequenz häufiger. Ryff: «Wenn es der Gefangene wünscht, ein gesundheitliches Problem auftritt oder die Haftbedingungen die Gesundheit oder die physische Integrität gefährden, reagieren wir sofort und besuchen den inhaftierten Mitbürger.»

Am 14. März 1998 schreibt Hans E. ins Tagebuch: «Zwei Häftlinge verprügeln sich. Alles ist voll Blut. Einer schlägt das Gesicht des anderen immer wieder auf den Boden. Zehnmal. Keiner trennt sie, auch die Polizisten nicht, die daneben stehen. Sie lachen, wie alle rundherum. Am Ende haut der Polizist dem Unterlegenen den Knüppel über den Kopf. Wo bin ich hier?»

Sparen für das Leben danach

Beto Alvaro C. hat sich mit den Gitterstäben im Flughafengefängnis abgefunden. Manchmal stört ihn der etwas bittere Kaffee und das ungewöhnlich gewürzte Essen des Catering-Service. Er wartet, bis er in eine ordentliche Straf-anstalt verlegt wird, wo er vom Nichtstun erlöst wird. «Hoffentlich schicken sie

mich in ein Gefängnis, wo es gute Arbeit gibt. Ich hoffe, etwas Geld sparen zu können. Damit werde ich in Lima ein neues Leben anfangen.»

Kokain ist billiger als Milch

Hans E. erlebt den Alltag als Horror. Exkremente und Küchenabfälle fliessen in einem abgedeckten Kanal an seiner Zellentür vorbei. Der Gestank durchdringt Kleider, Bücher und Matratzen. Das Luricancho-Gefängnis wurde für 1500 Häftlinge gebaut. Heute sind dort mehr als 6500 Personen zusammengepfercht. Überall liegt Dreck herum. Es herrscht das totale Chaos. Die Häftlinge stehen auf, wann sie wollen, und streunen in Privatkleidern durchs Gefängnis.

«Wer Geld hat, kann hier alles kaufen. Wer nichts hat, kriecht», sagt E. Kokain ist billiger als Milch. Die inhaftierten kolumbianischen Drogenbosnen betreiben ihre Geschäfte mit Natels, die ihre Frauen ins Gefängnis schmuggeln. Selbst Prostituierte kommen als Besucherinnen, und inhaftierte Stricher ziehen durch die Pavillons. Es geht hier täglich um Leben und Tod.

«Ein Amerikaner ist gestorben», schreibt Hans E. am 5. Juli 1998 in sein Tagebuch. «Durchfall. Wenigstens ist er jetzt frei.»

Ob er selbst die Haftbedingungen überleben wird, ist ungewiss. Denn nicht nur Krankheiten, Gewalt, Drogen und Alkohol sind hier an der Tagesordnung, sondern auch Meutereien. Sie gehen meist blutig aus. ♦